

Diese Politik wird aber eher den Erfolg haben, daß sich Syrien stärker an die Gegner Nassers hält. Jedenfalls macht sie die Aussichten auf eine positive Beziehung zwischen Syrien und Ägypten zunichte. Auf der anderen Seite zieht sich Nasser von den übrigen arabischen Staaten zurück, und zwar auch in der Palästinapolitik, offenbar in der Meinung, daß die arabischen Staaten sich am Ende aus Furcht vor Israel um seine Unterstützung bemühen werden. Zugleich mußte Nasser seine antiwestliche Politik etwas revidieren, da er mehr denn je auf die Wirtschaftshilfe der USA angewiesen ist, die ihm in letzter Zeit fast ohne Bedingungen gewährt wurde.

Hier aber gibt sich Nasser eine gefährliche Blöße. Die Propaganda seiner Gegner konzentriert sich jetzt darauf, zu zeigen, daß Nassers Stillhalten in der Palästinapolitik der Preis ist, den er für die amerikanische Wirtschaftshilfe zu zahlen hat. Nach allem, was Nasser selber bisher über die Hilfe des Westens gesagt hat, könnte er nun ein Opfer seiner eigenen Propaganda werden. Die Gefahr besteht nicht darin, daß Nasser seine Anhängerschaft außerhalb Ägyptens verlieren könnte, sondern darin, daß er das Vertrauen der ihm bisher ergebenen ägyptischen Offiziere verliert, der einzigen Macht, auf die sich sein Regime stützt.

Das Zweite Vatikanische Ökumenische Konzil

Rückblick auf die Erste Konzilsperiode

Das Konzil hat in seiner Ersten Sitzungsperiode einen kräftigen Anlauf genommen, um sein Ziel zu erreichen; nicht mehr, aber auch nicht weniger. Der Papst hat das Ziel oftmals proklamiert: eine Selbstdarstellung der Kirche im Geiste ihrer vier klassischen Kennzeichen, der Einheit, der Heiligkeit, der weltumspannenden Weite, um deren willen sie sich katholisch nennt, und der Treue zur Überlieferung, die sie von den Aposteln empfangen hat. In der Proklamation des Zieles liegt das Eingeständnis, daß der Glanz der Kennzeichen verblaßt ist, denn sonst wäre die Darstellung durch ein Ökumenisches Konzil nicht notwendig gewesen. Man hat das zwar nicht in einem öffentlichen Schulbekenntnis ausgesprochen, es sei denn in einer etwas verschämten Form durch das Gebet, mit dem die Sitzungen jeweils eröffnet wurden. In ihren Reden aber haben es viele Väter in aller Deutlichkeit gesagt, und das kam unerwartet. Das Konzil hat sich darüber Rechenschaft abgelegt, daß „die hierarchische Kirche in ihrem Wesen für viele Menschen, auch für manche Katholiken, unverständlich geworden ist“ (vgl. Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 529), weil man an ihr zwischen dem Vermächtnis Jesu Christi, das die Apostel überliefert haben, und dessen geschichtlichen Überlagerungen nicht mehr klar genug unterscheiden kann. Papst Johannes hat das Stichwort „aggiornamento“ geprägt. Das Konzil zeigte sich willens, dieses Wort nicht nur im Sinne einer oberflächlichen Anpassung und Stiländerung aufzufassen, sondern sehr gründlich zwischen apostolischer und späterer Tradition zu unterscheiden, um von den geschichtlichen Überlagerungen das abzuwerfen, was heute Ballast geworden ist. Der Heilige Vater selbst soll einem Besucher gesagt haben, das Konzil müsse der Kirche „frische Luft“ zuführen. Ein Konzilstheologe sprach davon, daß man in den Beschlüssen über die liturgische Reform „in der zweitausendjährigen Kirche das Knarren der sich öffnenden Portale“ vernommen habe. Diese und ähnliche bildliche Redewendungen drücken treffender aus, was erreicht worden ist, als wenn man eine Bilanz der konkreten Arbeitsergebnisse vorlegt. „Die unsichtbare Bilanz ist enorm“, sagte Kardinal Liénart in einem Interview am Ende der Tagung. Nun sind aber auch die sichtbaren Resultate nicht gar so gering. Sie sollen nach und nach in dieser Zeitschrift gewürdigt werden, und zwar wird im nächsten Heft eine solche Würdigung des verabschiedeten ersten Kapitels der Konstitution über die Liturgie erscheinen.

Das Konzil und die Menschheit

Am 20. Oktober veröffentlichte das Konzil eine Botschaft an die Welt (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 101). Darin versprachen die Bischöfe, daß sie sich auch der irdischen Nöte der Menschheit annehmen wollen. Sie nannten besonders den Frieden und die Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit. Die Botschaft war improvisiert; sie stand nicht auf der Tagesordnung. Sie entsprang der Initiative von Konzilsvätern; der Papst trat dann deren Anregung bei. Diese Botschaft hat gleich am Anfang den Rahmen der vorbereitenden Traktanden, ja den Horizont des ganzen Konzils gesprengt. In ihr hat der Weltepiskopat zu erkennen gegeben, daß seine Vorstellungen von der Rangordnung der Dringlichkeiten sich orientieren wollen an jenem Wort des Herrn, das ihn in so ergreifender Weise als den Heiland erweist: „Mich erbarmt des Volkes“ (Mark. 8, 2). Das trifft sich mit dem Wort des Papstes in der Eröffnungsansprache, als er sagte, die Kirche müsse heute die „Heilmittel der Barmherzigkeit“ anwenden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 87).

Die Worte jener Botschaft, in der die Bischöfe der Menschheit ihre Solidarität und Hilfe in den Nöten des Leibes und der Seele versprochen haben, sind in die Akten des Konzils, aber auch in das Gedächtnis der Welt eingeschrieben. Diese Versprechen müssen eingelöst werden. Manche Konzilsväter haben ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß man sich nicht schon gleich daranbegeben hat, und besonders aus diesem Grunde fanden sie das sachliche Ergebnis der letzten Wochen mager, so Kardinal Léger. Doch sind die Vorbereitungen im Gange. Es kursiert bereits ein Entwurf für eine Stellungnahme zum Friedensproblem. Diese Stellungnahme kann natürlich nicht so aussehen, daß die Kirche politisch Partei ergreift. Sie kann nur Gehör finden, wenn das Konzil sich von der ihm zukommenden höheren Ebene der religiösen und ethischen Wahrheit aus in ähnlicher Weise an alle Mächtigen dieser Welt wendet, wie das einst die Propheten Israels getan haben. Man muß ihr anmerken, daß das Konzil die geistige Friedensmacht der ganzen katholischen Christenheit repräsentiert, die ja gerade in diesem Anliegen unter allen Menschen guten Willens zahllose Bundesgenossen finden kann. Sie muß den Verantwortlichen ins Gewissen rufen, daß die Menschheit eine Familie ist, daß es deshalb zur Regelung von Streitigkeiten nur den Weg der Verhandlung geben darf, daß der Krieg heute schlechter ist

als das schlechteste Verhandlungsergebnis, daß er deshalb nur als ultima ratio gegen einen militärischen Überfall gerechtfertigt ist, daß die Menschheit den listigen Vorwänden aller Angreifer solidarisch entgegenzutreten muß, daß das Verbrechen der Aggression definiert und mit Sanktionen bedroht werden muß, daß aber auch im Falle eines Krieges nicht alle Mittel erlaubt sind und die totale Zerstörung eine himmelschreiende Sünde ist, daß die Staaten nicht das Recht haben, ihren Bürgern persönliche und finanzielle Rüstungslasten aufzubürden, die über das hinausgehen, was zur Verteidigung unbedingt erforderlich ist (wobei man sich an das Vorbild der Schweiz erinnern mag), daß der Nicht-Kombattant, besonders der nicht kampffähige, sakrosankt ist, daß diese Regel auch bei Bürgerkriegen gilt und daß staatliche Anordnungen, die diesen Grundsätzen zuwiderlaufen, null und nichtig sind. So etwa lauten die Grundgedanken dieses Entwurfs.

Die andere große Not, von der die Botschaft der Bischöfe spricht, ist der Hunger in der Welt und die Übervölkerung in vielen ihrer Teile. Auch hier werden in erster Linie Normen zu erarbeiten sein, die das Gewissen der katholischen Christen binden, vornehmlich in bezug auf die Rassen- und Einwanderungspolitik. Aber in dieser Sache kann sich die Kirche mit Lehren allein nicht begnügen. Sie muß mit dem guten Beispiel vorgehen. Dahin zielen die zahlreichen Anregungen einzelner Konzilsväter, denen in ergreifender Weise Kardinal Lercaro Ausdruck gab, als er auf einer der letzten Sitzungen sagte, daß die Kirche sich mangelhaft darstellen würde, wenn sie sich unter den Verhältnissen unserer Tage nicht auch als Kirche der Armen und zum Ausdruck der Solidarität mit ihnen als arme Kirche bezeugte. Gewiß ist die Kirche nicht reich. Aber woher kommt es, daß sie unter diesem schier unausrottbaren Verdacht steht? Umgibt sie sich vielleicht mit einem unzeitgemäßen Pomp, der heutzutage zwangsläufig einen solchen Verdacht nährt, auch dann, wenn er nicht in materiellem, sondern in zeremoniellem Aufwand besteht? Eine Vereinfachung aller Äußerlichkeiten würde dazu beitragen, die Glaubwürdigkeit der Solidarität mit den Armen zu stärken. Das gilt sogar für den gottesdienstlichen Kult. Für Gott ist nichts zu teuer, rief Bischof Larraín von Talca in Chile dem Konzil zu; aber man soll auch das Wort des hl. Augustinus bedenken: „Schönheit ist der Glanz der Wahrheit und nicht der Glanz des Reichtums.“

Zu diesem guten Beispiel, das außer dem Kardinal von Bologna auch mehrere Missionsbischöfe befürworteten, muß aber noch etwas anderes hinzukommen. Die hungernden Brüder in den Entwicklungsländern, die „draußen an die Portale der Konzilsaula zu klopfen schienen“, wie Bischof Höffner sagte, können wohl von niemandem als von den christlichen Kirchen mit größerem Recht erwarten, daß diese sich für die materielle und personelle Entwicklungshilfe tatkräftig engagieren. Besonders die Christen aus jenen Völkern haben ein Recht auf die Hilfe ihrer Glaubensbrüder. Das Konzil kann eine solche Hilfe zwar nicht hervorzaubern. Aber es würde sein Versprechen nicht eingelöst haben, wenn es sich nicht mit ihrer Anregung und Organisation beschäftigte und darüber bindende Beschlüsse faßte.

Es war, um nicht mehr zu sagen, eine merkwürdige Fügung, daß das Konzil sich durch seinen ersten und bisher einzigen promulgierten sachlichen Beschluß, nämlich die Botschaft vom 20. Oktober, diese Bürde aufgeladen hat, an die man in den Vorbereitungsarbeiten nicht gedacht

hatte. Jetzt ist unter den zwanzig Schemata, die bis zur Zweiten Session vorbereitet werden sollen, an siebenter Stelle ein Entwurf vorgesehen, der den Titel trägt: „Die soziale Ordnung und die Gemeinschaft der Völker. Sittliche Grundsätze.“ Man spricht davon, daß eine besondere Kommission für die sozialen Fragen gebildet werden wird. Wie auch immer, diese Fragen dürfen nicht mehr ausgelassen werden, und ihre Lösung muß in hervorragender Weise die Züge tragen, die der Papst für alle Konzilsbeschlüsse zur Norm erhoben hat. Sie muß positiv, pastoral und ökumenisch sein. Sie muß alle sieben Gruppen von Menschen ansprechen, die nach den Worten des Bischofs von Münster vom Konzil etwas erwarten dürfen: die katholischen Brüder, die gleichgültigen katholischen Brüder, die getrennten christlichen Brüder, die nichtgetauften Brüder in den Missionen, die verlassenen Brüder, besonders in Südamerika, die hungernden Brüder in den Entwicklungsländern und die verfolgten Brüder in den Herrschaftsbereichen des Kommunismus; eine Aufgabe, die wegen ihres Bezuges zur Politik überaus schwierig, gleichwohl aber zutiefst christlich ist und eminent pastoral. Wie der Herr durch seine menschliche Barmherzigkeit seinem Evangelium Bahn zu brechen suchte, nicht anders kann die Kirche heute in einer verängstigten und notleidenden Welt mit ihrer Botschaft zu den Herzen dringen.

Das Konzil und die Ökumene

Unter den anderen Ergebnissen der Ersten Sitzungsperiode gehört die Aufwertung des ökumenischen Anliegens im engeren Sinne, die Sorge um die Wiederannäherung zwischen den getrennten Christen, auf Grund gewisser Ereignisse ebenfalls in die „sichtbare Bilanz“. Sie trat besonders, wenn auch nicht besonders beachtet, in Erscheinung, als der Papst das Sekretariat Bea in den Rang einer Konzilskommission erhob und als er später den Kardinal, gleichberechtigt neben Ottaviani, zum Präsidenten der Gemischten Kommission für die Neuberatung des Schemas berief, das jetzt den Titel „Die göttliche Offenbarung“ tragen soll. Daß diese Maßnahmen eine Aufwertung bedeuteten, stellte sich heraus, als Bischof de Smedt dem Konzil und der Öffentlichkeit mitteilte, wie systematisch Kardinal Ottaviani und die Theologische Vorbereitende Kommission das Sekretariat für die Wiedervereinigung von den theologischen Vorarbeiten ausgeschlossen hatten (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 197). Was sie sich auch immer dabei gedacht haben mögen, das Konzil hat ihnen auf Schritt und Tritt zu erkennen gegeben, daß es mit ihrer Behandlung des ökumenischen Anliegens nicht einverstanden war. Es kam als Überraschung, daß eine so unverwartete Zahl von Konzilsmitgliedern der ökumenischen Frage eine so große Bedeutung zuerkannte, wie man das zuvor eigentlich nur von den Bischöfen des Orients und aus den Ländern nördlich der Alpen wußte.

Alle zeigten sich um die Wiederannäherung besorgt, aber nicht alle hatten dieselbe Vorstellung von ihr. Es gab da drei Stufen der Tiefe des Eindringens in das Problem, wie Yves Congar OP in den „Informations catholiques internationales“ (15. 12. 62, S. 3) mitteilte: Die einen meinten, bei allem Wohlwollen gegen die nichtkatholischen Christen müsse die Lehre der Kirche in ihren überkommenen scholastischen Formulierungen dargestellt werden. Man wolle freilich jede unnötige Härte vermeiden und jedes mögliche Entgegenkommen, vor allem im Verhalten, beweisen. Die zweiten wollten den Mißverständnissen der

katholischen Lehre durch die andersgläubigen Christen Rechnung tragen und ihnen durch eine Anpassung im Ausdruck unnötige Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Die dritte Position besteht nach Congar darin, daß man sich in seinem eigenen Verständnis der Offenbarung durch den Dialog mit dem Andersdenkenden aufrütteln läßt und sein eigenes Denken immer neu an den Quellen mißt. Das ist kein Liberalismus und kein Minimalismus, sondern die Maximalforderung nach einer geistlichen und intellektuellen Bekehrung. Diese ist geistlich, insofern sie darin besteht, daß wir die Haltungen der *beati possidentes*, des beruhigten Gewissens, der Selbstgerechtigkeit, des apologetischen und konfessionellen Triumphgeistes aufgeben. Sie ist intellektuell, wenn wir über den problemlosen Besitz der Wahrheit hinausgehen und eine der Tradition verbundene, aber weiträumigere Konzeption unserer Lehre durch die Wahrheitsmomente integrieren, die aus den Fragen der anderen hervorleuchten.

Drei der vorgelegten Entwürfe, die Schemata über die Offenbarungsquellen, über die Wiedervereinigung mit den Orthodoxen und über die Kirche, wurden, nach dem Gesamteindruck der Debatten zu urteilen, ganz besonders deshalb kritisiert, weil sie sich nur auf der soeben beschriebenen ersten Stufe des ökumenischen Verständnisses und Geistes bewegten. Eines wurde von nahezu zwei Dritteln des Plenums abgelehnt. Das Schema über Maria wurde zurückgestellt und dadurch an seinen gehörigen Platz eingeordnet. Außer diesen greifbaren Beweisen ihres ökumenischen Denkens oder Denkbemühens zeigten die Konzilsväter, von der Anwesenheit der siebenunddreißig Beobachter anderer christlicher Kirchen beeindruckt, durch ihr Verhalten gegenüber ihnen ein hohes Maß von Bereitschaft, über die Atmosphäre bloßer Höflichkeiten hinaus zu dem Dialog fortzuschreiten, der dem neu entdeckten brüderlichen Verhältnis ganz natürlich folgen muß.

Bei einem Urteil über den Erfolg der ökumenischen Bemühungen müssen aber die Beobachter selbst das letzte Wort haben. Für sie gab Professor Oskar Cullmann am 23. November jene wichtige Presseerklärung ab, von der im vorigen Heft dieser Zeitschrift (S. 204) berichtet wurde. „Wenn wir sagen, wir seien sehr zufrieden, wären wir Ihnen dankbar, wenn sie nicht schreiben wollten, wir seien Enthusiasten.“ Die für die ökumenische Verständigung wichtigsten sachlichen Fragen seien noch gar nicht verhandelt worden, insbesondere nicht die Frage, was Einheit als Kennzeichen der Kirche Christi bedeutet (vgl. auch das Ökumenische Konzilsheft ds. Heft, S. 250 ff.).

Die Verwirklichungen des ökumenischen Gedankens auf dem Konzil erblickt Cullmann in der Existenz des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen, das in einem „wahrhaft ökumenischen Geist der Achtung der andern Kirchen“ arbeite, und in der Anwesenheit der Beobachter, die er mit Kardinal Bea als ein Wunder ansieht, wenn man bedenkt, was die letzten Konzile für die nicht-katholischen Christen bedeutet haben. Die Beobachter seien innerlich beim Konzil, sie nähmen Stellung, und das habe beide Seiten in diesen Wochen einander auf ganz besondere Weise nähergebracht. Daß am Rande des Konzils eine offene und brüderliche Diskussion möglich geworden ist, das sei das historische ökumenische Ergebnis des bisherigen Konzilsverlaufs.

Diese Kennzeichnung der Positionen wird wohl auch für die katholische Seite angemessen sein. Man ist willens, einander zu verstehen, und bereit zum Dialog. Um das

Schema Congars zu gebrauchen, das Konzil ist von der ersten zur zweiten Stufe ökumenischen Geistes vorangeschritten.

Das Konzil und die innerkirchliche Erneuerung

Die Sorge um die Menschheit und die Sorge um die Wiederannäherung aller Christen standen dem Papst von Anfang an als Fernziele des Konzils vor Augen. In den Vorbereitungen spielten sie eine geringere Rolle. Man betonte in Rom immer wieder, die Kirchenversammlung werde sich mit der innerkirchlichen Erneuerung beschäftigen. Das bestätigt sich auch, wenn man die siebzig vorbereiteten Schemata noch einmal überblickt.

Am Ende der Ersten Sitzungsperiode hat man sich nun entschlossen, sämtliche Entwürfe mit Ausnahme des liturgischen umarbeiten zu lassen. Die Vorlagen waren zu zahlreich und zu wenig koordiniert. Manche von ihnen waren zu weitschweifig oder gingen zu sehr ins einzelne. Andere befaßten sich mit weniger wichtigen Dingen. Aber das Konzil hatte noch Wesentlicheres an ihnen auszusetzen. Das zeigte sich in den Beratungen über die Entwürfe der Theologischen Vorbereitenden Kommission. Diese Schemata entsprachen nicht der Idee, die das Konzil sich im Lauf der Zeit immer deutlicher von seiner eigenen Aufgabe gebildet hatte. Am 2. Dezember übte Kardinal Montini in seinem wöchentlichen Konzilsbericht in der Mailänder katholischen Zeitung „L'Italia“ an den Vorbereitungsarbeiten Kritik. Sie hätten, so schrieb er, ein immenses und ausgezeichnetes Material erarbeitet, aber dieses sei zu heterogen und von ungleichmäßiger Wichtigkeit. Hätte die Vorbereitung des Konzils unter der Leitung einer nicht nur äußeren und disziplinären Autorität gestanden und hätte sie ferner ein architektonisches Leitbild gehabt, dann wäre schon von Beginn des Konzils das geschehen, was nun nachgeholt werden muß, eine drastische Verminderung und eine innere Konzentration des Stoffes, gemäß den Gesichtspunkten, die der Papst immer wieder angegeben hat. Der Respekt vor dem Prinzip der Freiheit und Spontaneität, aus dem das Konzil geboren wurde, habe in der Zeit der Vorbereitung den Schwerpunkt seines Programms verschoben, der nun wieder zur Geltung gebracht werden muß.

Zwei Tage darauf entwickelte Kardinal Suenens dieses Leitbild. Es heißt, mit einem Wort: Kirche. Das Konzil werde die Kirche darstellen müssen, zunächst in sich selbst, dann in ihren Beziehungen zu den Menschen. Dieses Leitbild ist nicht von weither geholt. Der Vorschlag von Suenens wurde denn auch mit großem Beifall aufgenommen und in den nächsten Tagen von vielen Rednern unterstützt, besonders von den Kardinälen Montini und Lercaro, die aus ihrer Reserve heraustraten. Es heißt, er entspreche auch den Intentionen des Papstes. Mit diesem Leitbild würde das Konzil das ergänzen, was auf dem Ersten Vatikanischen Konzil unvollendet blieb, und zugleich den dringendsten Erwartungen der katholischen Welt entsprechen. Die Darstellung des inneren Gefüges der Kirche würde zwei Schwerpunkte haben: die Lehre über das Bischofsamt und die Lehre über das Amt der Laien. Auch in den Beziehungen der Kirche nach außen zeigen sich zwei Schwerpunkte: die Sorge um die Wiedervereinigung und die Sorge um die Nöte der Menschheit, die mit den Stichworten Krieg, Friede, Atomrüstung, Übervölkerung, Hunger, Rassenhaß angedeutet werden können und so konkrete Fragen an die Kirche enthalten wie etwa die nach der Wehrdienstverweigerung, nach der

Geburtenkontrolle, nach den sozialen Verpflichtungen des Christen in der heutigen Zeit. Die Lehre über die Kirche müßte nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Sache unmittelbar auf das Evangelium zurückgreifen und andererseits die Bedürfnisse unserer Tage im Auge haben. Es geht nicht um einen theologischen Traktat, sondern um apostolische Verkündigung, nicht um Vollständigkeit, sondern um Herausstellung dessen, was für den Glauben und für das Handeln wesentlich ist und was man wissen muß, um als katholischer Christ sein Gewissen danach ausrichten zu können, nicht um die Proklamation von Rechten, sondern um das Angebot von Diensten der Kirche. Bischof de Smedt trug kein Bedenken, drei Gefahren beim Namen zu nennen, die vermieden werden müssen: Klerikalismus, Juridismus und Triumphalismus.

Der Papst hat inzwischen eine Koordinationskommission ernannt, die die Konzentration der Arbeiten zu überwachen hat. Ihr gehört Kardinalstaatssekretär Cicognani als Vorsitzender an, und die Kardinäle Liénart, Urbani, Confalonieri, Döpfner und Suenens sind zu Mitgliedern berufen worden. Sie werden unterstützt durch den Generalsekretär und die fünf Untersekretäre des Konzils. Die Koordination und Konzentration der Arbeit ist nur möglich, wenn ein sachliches Leitbild existiert. Es wird ohne Zweifel das soeben dargestellte sein. „Das ist heute schon sicher“, schrieb Erzbischof Jaeger im „Echo der Zeit“ (23. 12. 62). Die innerkirchliche Erneuerung unter diesem Zeichen hat schon begonnen.

Als greifbares Dokument für diese Behauptung liegt der vom Plenum gebilligte Teil des liturgischen Schemas vor. Darüber soll eigens berichtet werden. In den Konzilsbeschlüssen über dieses Schema sind aber einige Vorentscheidungen gefallen, in denen sich die innerkirchliche Erneuerung insgesamt ankündigt. Die wichtigste von ihnen besteht in einer Erweiterung der Zuständigkeit der Bischöfe und ihrer korporativen Gliederungen. Greifbar ist die Verschiebung der Gewichte vom Zentralismus zum Föderalismus in der Kirche bisher nur in der Änderung der liturgischen Gesetzgebung, und selbst darüber ist das letzte Wort nicht eher gesprochen, als bis der Papst die Konzilsbeschlüsse bestätigt und verkündigt haben wird. Dennoch schreibt der Erzbischof von Paderborn: „Schon jetzt kann man sagen, daß das Konzil eine vertiefte theologische Sicht des Bischofsamtes bringen wird.“

Diese Vertiefung hat sich in den vergangenen Wochen *via facti* angebahnt. Viele Bischöfe haben sich nach Abschluß der Ersten Sitzungsperiode über ihre Eindrücke geäußert. Fast immer haben sie dabei erwähnt, daß sie auf dem Konzil ein tieferes Bewußtsein von ihrem Amt erlangt haben. Die Begegnung mit ihren Amtsbrüdern aus aller Welt hat ihnen eine Anschauung von der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Situationen und Probleme vermittelt, mit denen die Kirche es zu tun hat, und da sie bereitwillig aufeinander hörten, konnte es nicht ausbleiben, daß dieser Anschauungsunterricht eine katholische Weite in ihren Herzen auftat, die sich in der Bereitschaft zu jeder möglichen Form brüderlicher Hilfe, aber auch in der Einstellung zu den Konzilsanliegen und Konzilsvorlagen bekundete. Das wird vor allem den Missionen zugute kommen. Daß die liturgische Vorlage in einer so großzügigen Gestalt angenommen wurde, hat in der Rücksicht auf die Missionen sicher einen ausschlaggebenden Grund. In dieser Atmosphäre charismatischer Herzlichkeit und Aufgeschlossenheit schwanden alle nationalen Ambitionen dahin. Die nationalen Bischofskonferenzen

öffneten sich einander und jedem einzelnen Bischof; sie hatten, abgesehen vielleicht von der italienischen im ersten Stadium vor den Wahlen nicht das geringste zu tun mit der Wahrnehmung nationaler Prestigeinteressen. Auf der Ebene der Bischöfe ist durch diese Konzilssession die vertikale Dimension der Katholizität hergestellt worden. Das zeigte sich auch darin, daß die Bischöfe der Missionsländer, besonders die einheimischen, mehr und mehr Sicherheit gewannen.

Durch die Begegnungen dieser Wochen hat der Episkopat aber auch die Erfahrung gemacht, daß er das Kollegium der Nachfolger der Apostel ist, die miteinander in kollegialer Weise die Verantwortung für die Gesamtkirche und deren Mission an der Menschheit zu tragen das Recht und die Pflicht haben. In diese Richtung weist wohl die Bemerkung von Kardinal Frings im Bayerischen Rundfunk, daß sich in der Zeit des Konzils viel ereignet habe, „Dinge, die man sich unter dem Pontifikat Pius' XII. gar nicht hätte vorstellen können“ (KNA, 20. 12. 62). Die Verantwortung eines Kollegiums tritt ja darin zutage, daß bei seiner Willensbildung den Mitgliedern eine echte Chance der Mitwirkung geboten wird, so daß in der ersten Phase dieses Prozesses innerhalb der Einheit zunächst die Vielfalt der Meinungen hervortritt, die sich aber dann zu einer höheren Einheit zusammenfindet. Das, sagte Kardinal Frings, werde diejenigen überrascht haben, die vorher gemeint hatten, „alles, was hier vorgelegt würde, werde ohne große Debatte genehmigt, und dann wäre alles in Ordnung. Es hat sich gezeigt, daß das keineswegs der Fall ist. Das ist auch ein Grund, weshalb wir nicht mehr greifbare Erfolge mit nach Hause bringen.“ Ein Kollegium ist etwas anderes als eine Mannschaft; ein Kollegium berät und entscheidet, eine Mannschaft gehorcht den Befehlen ihres Führers.

Als das Konzil begann, waren viele im Zweifel, in welcher dieser beiden Richtungen das Konzil sich entwickeln werde; viele Außenseiter, aber wohl auch Bischöfe und selbst Männer der Kurie. Namentlich die italienischen Bischöfe sind gewohnt, nach Weisungen zu handeln. Ihre Bischofskonferenz hat sich noch nicht so entfaltet, daß die Mitglieder sich als Kollegium im wahren Sinne dieses Wortes empfinden; vielleicht ist sie noch zu jung, vielleicht zu groß dafür, vielleicht liegt es auch an der Nähe Roms und dem in Italien besonders hervortretenden Rangunterschied zwischen Kardinälen und Bischöfen, jedenfalls aber an einer Tradition. Diese Tradition war auch noch auf dem Konzil bemerkbar. Auch unter den Mitgliedern der Kurie sind wohl einige über die Entwicklung verwundert gewesen. Bezeichnend dafür war die Ansicht der Kardinäle Ottaviani und Ruffini, das Konzil sei nicht befugt, ein ihm vorgelegtes Schema zurückzuweisen, weil dadurch die Autorität des Papstes angetastet werde, obwohl sich das Gegenteil aus der Geschäftsordnung ergibt.

Daß das Konzil zu einem Kollegium wurde, verdankt es weitاً in der Hauptsache dem Papst. Der Heilige Vater hat durch seine Art, das Konzil zu leiten, eine Interpretation des Primates und der Unfehlbarkeit gegeben, die für die Zukunft richtungweisend und heute schon wertvoller ist als eine Bibliothek von Apologien dieser beiden Glaubenswahrheiten. Das Konzil kann Gott danken, daß ein Papst da war, der ihm aus einer Reihe von Verlegenheiten half und Spannungen verhütete oder glättete. Wie wohl der Papst mehr als jeder andere persönliche Wünsche und Ansichten zu jeder einzelnen Frage gehabt haben

wird, wahrte er höchste Unparteilichkeit. Zu Bischof Théas von Lourdes hat er gesagt: „Ich bin sowohl der Papst derjenigen, die auf das Gaspedal treten, als auch der Papst derer, die auf die Bremse treten.“ Der Heilige Vater hat Entscheidungen getroffen, darunter auch solche, von denen es zweifelhaft ist, ob das Konzil sie getroffen haben würde, so bei den Wahlen und bei der liturgischen Promotion des heiligen Joseph. Aber man wird wohl sagen dürfen, daß jede seiner Entscheidungen wenigstens a posteriori den inneren Consens der Bischöfe gefunden hat und keine nur auf ein reverentes Schweigen stieß.

Auch daß es Kardinäle gibt, war für die Entwicklung des Episkopates zu einem Kollegium sehr wichtig. Obwohl sie als solche eigentlich die höchsten Berater und Mitarbeiter des Papstes sind, erwiesen einige von ihnen sich als hervorragende Anwälte der konziliaren und bischöflichen Rechte und Freiheiten. Ohne das besondere Ansehen, das nur die Kardinäle in Rom genießen, wäre das Konzil wahrscheinlich zu amorph und zu schwach gewesen, sich gegenüber den Regieplänen durchzusetzen, die einige maßgebende Persönlichkeiten der Kurie sich zurechtgelegt hatten. Auch in den sachlichen Beratungen spielte die Autorität der Kardinäle eine große und glückliche Rolle. Die Namen derer, die sich um die „Freiheit der Kinder Gottes“, wie der Papst selbst es nannte, verdient gemacht haben, sind in aller Munde.

Das Kollegium der Bischöfe hat sich aber nicht nur effektiv konstituiert und seine gesamtkirchliche Verantwortung übernommen. Es hat mit nachdrücklicher Unterstützung durch den Papst auch schon die ersten Schritte getan zu einer Institutionalisierung dieser Verantwortung, mehr als das freilich noch nicht. Daß die Bischofskonferenzen größere Rechte bei der Ordnung der Liturgie erhalten sollen, darf heute noch nicht überschätzt werden; auch in Zukunft wird Rom das letzte Wort darüber zu sprechen haben. Es ist selbstverständlich, daß auch bei allen zukünftigen Beschlüssen des Konzils die wichtigeren Maßnahmen zu ihrer Durchführung an die Genehmigung des Apostolischen Stuhles gebunden bleiben werden. So wird Entscheidendes für die Verwirklichung der Erneuerung, die das Konzil ja nur in Grundsätzen festlegen kann, davon abhängen, daß auch die Exekutive der obersten Kirchenleitung mehr als bisher vom Gesamtepiskopat beeinflusst werden kann. Denn eines hat sich nun deutlich herausgestellt: Die Römische Kurie repräsentiert nicht ohne weiteres die Meinungen und den Willen des Kollegiums, dem Christus die Leitung der Kirche anvertraut hat. Ob dieser Mangel dadurch korrigiert werden kann, daß die Kurie stärker internationalisiert wird, ist fraglich. Auch internationale Bürokratien entwickeln zentralistische und dirigistische Tendenzen. Nützlicher als eine andere Personalpolitik wäre die Erfüllung eines Desiderates, das auf dem Konzil geäußert wurde: die Durchführung der Konzilsbeschlüsse möge unter die Kontrolle von Konzilskommissionen gestellt werden, die sich nicht nur aus Prälaten der Kurie zusammensetzen, und noch weitergehend, der Papst möge sich mit einem Senat von Bischöfen aus aller Welt umgeben, in dem der Episkopat eine Repräsentation seines Kollegiums erblicken kann. Zwar haben wir einen Senat: das Kardinalskollegium. Doch tritt dieses Kollegium als solches mit Ausnahme der Papstwahl nur repräsentativ in Erscheinung. Auf die tatsächliche Leitung der Kirche haben diejenigen Kardinäle, die nicht zur Kurie gehören, keinen institutionalisierten Einfluß. Es ist zu hoffen, daß die erfolgreiche Mitwirkung

der Bischofskonferenzen auf dem Konzil dazu führen wird, daß der Apostolische Stuhl sich auch nach dem Konzil ihrer Mitwirkung in der obersten Leitung der Kirche in einer noch zu organisierenden Form bedienen wird. Das wäre dann die Realisierung der „tieferen theologischen Sicht“ des Bischofsamtes, die Erzbischof Jaeger kommen sieht.

Zuletzt ist nun über die theologischen Meinungsverschiedenheiten und Richtungen oder Tendenzen zu berichten, die auf dieser Sitzungsperiode in Erscheinung traten. Eigentlich handelt es sich gar nicht um theologische Meinungsverschiedenheiten, sondern darum, ob das Konzil sich in dieses dornige Feld hineinbegeben und mit ihnen einlassen soll oder nicht. Es soll ja eine pastorale Aufgabe erfüllen, und außerdem gibt es, wie immerzu versichert worden ist, innerhalb der katholischen Theologie unserer Zeit keine Häresien, die man greifen könnte und verteilen müßte. Dennoch gehört zur Pastoral die Verkündigung der apostolischen Botschaft, ja sie ist neben der Darbringung des Meßopfers und der Spendung der Sakramente die Substanz jeder Pastoral. Das hat der Papst in seiner Eröffnungsrede besonders betont. Die Verkündigung aber besteht nicht nur aus der Zitierung oder Vorlesung biblischer und patristischer Texte, sondern hauptsächlich in ihrer Auslegung, das heißt in der Vorlage der katholischen Lehre. Wiewohl diese Lehre auf vielerlei Weisen ausgedrückt werden kann, da das Evangelium unerschöpflich ist, gibt es mehr oder weniger angemessene, glückliche und richtige Ausdrucksweisen, und das sowohl an und für sich als auch gemessen am jeweiligen Zweck und an der Situation. Auf dem Konzil ging es um beides: um den zweckmäßigen wie um den richtigen Ausdruck. In beiden Fragen schieden sich die Geister.

Bei der Vorlage des Schemas über die Offenbarungsquellen erklärte der Berichterstatter, Monsignore Garofalo: Eine dogmatische Konzilskonstitution ist keine Enzyklika und keine Homilie, sondern ein unveränderlicher Lehrtext (Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 196). Die Opposition dagegen argumentierte, die Vorlage sei nicht pastoral. Bei den Entwürfen über die Einheit und über die Kirche wiederholte sich dasselbe. Es handelte sich um die zweckmäßige Sprache. Aber dahinter stand das Problem der richtigen Sprache „an und für sich“. Kardinal Ottaviani sagte: Die Wahrheit ist unveränderlich. Er sagte nicht, meinte aber offensichtlich: unveränderlich auch in der Form, wie ein Konzil sie auszusprechen hat, und diese unveränderliche Form glaubte er in den Entwürfen seiner Kommission vorgelegt zu haben. Es war, wie man den Presseberichten entnehmen muß, die Form, in der die anerkannte scholastische Theologie des späteren neunzehnten Jahrhunderts in ihren Lehrbüchern und Monographien gesprochen hat. Das Konzil hat ihm diese Identifizierung nicht bestätigt. Jede theologische und selbst jede dogmatische Formulierung ist, wenn auch an und für sich richtig, so doch vervollkommnungs- und ergänzungsfähig.

Die Konzilsväter haben diese Meinungsverschiedenheiten immer unter dem Gesichtspunkt des Problems der Sprache ausgedrückt. So wurden sie neutralisiert. Aber man sieht heute, daß sich nicht nur unter den Theologen, sondern auch unter den Bischöfen dafür Verständnis anbahnt, daß die von Gott offenbarte Wahrheit nicht ein für allemal in das Behältnis bestimmter menschlicher Gedankengänge und Formulierungen eingepackt werden kann, das man dann nur aufzubewahren und auszupacken braucht, son-

dern daß die Bewahrung des depositum fidei aufgefaßt werden muß als Auftrag, seinen Sinn stets von neuem unter Einsatz aller wissenschaftlichen Mittel getreuer zu erfassen. Congar schreibt: „La différence d'attitude, si notre interprétation est exacte, serait en somme entre un enseignement-répétition et une fidélité-recherche“ (Informations catholiques internationales, 15. 12. 62, S. 2). So kann man versuchen, die theologische Aufgeschlossenheit zu kennzeichnen, die sich auf dem Konzil bekundet hat.

Ökumenisches Konzilsecho (III) Mit größerer Distanz von der Ersten Session des Zweiten Vatikanischen Konzils mehren sich aus dem ökumenischen Raum die Stimmen des Lobes und der Dankbarkeit, die auch eine abwartende Kritik überwiegen. Es liegen bereits die authentischen Urteile von maßgebenden Männern, auch von Konzilsbeobachtern vor. Als einer der ersten sprach der Generalsekretär des Weltrates der Kirchen, Dr. *Visser 't Hooft*, in einem Interview mit Placidus Jordan OSB vom 13. Dezember 1962 seine Freude aus: „Verglichen mit der vorherrschenden Lage in den ersten Zeiten der Ökumenischen Bewegung, können wir stolz sein, daß wir noch bei Lebzeiten Zeugen von Entwicklungen sein dürfen, die man noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten hätte.“ Die Aufnahme und Gastfreundschaft, die die nichtkatholischen Beobachter erhalten hätten, sei über alle Erwartungen hinausgegangen. Obwohl diese nicht formell in den Verhandlungen engagiert waren, hätten viele Konzilsväter ein lebendiges Interesse bekundet, ihre Gesichtspunkte kennenzulernen. Auch spanische Bischöfe hätten sich um Kontakte bemüht, was sicher den Protestanten in Spanien und Lateinamerika zugute kommen werde. Eine weitere Erleichterung erhofft sich Dr. 't Hooft von einer Kundgebung des Konzils über die religiöse Toleranz. Leider sei das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit für Protestanten immer noch der Stein des Anstoßes. Zur Einfügung des hl. Joseph in den Canon der Messe sagte er: „Hier meinen wir wieder, daß man zuerst die Schrift und nicht die Tradition hätte befragen sollen. Wir fragen uns auch, ob die Partnerschaft der Bischöfe in der Kurie des Papstes genügend erkannt wird.“

Im ganzen müsse man anerkennen, daß „unsere Beobachter die Pioniere eines neuen Dialogs zwischen der Römischen Kirche und anderen Kirchen geworden sind“. Was die künftigen Aussichten angeht, meinte Dr. 't Hooft: „Wir müssen immer noch besser die zentralen Wahrheiten der göttlichen Offenbarung beachten, die in der Heiligen Schrift zu uns kommen. Das ist um so wichtiger, da heute diese Wahrheiten in Gefahr stehen, von einer Woge des Synkretismus überschwemmt zu werden... Um das, was wir die christozentrische Aufgabe nennen, wirklich werden zu lassen, können wir mit den Christen aller Bekenntnisse zusammenarbeiten in ihrer praktischen Anwendung, in den Missionen, durch Ausbreitung christlichen Brudersinnes in den Entwicklungsländern und durch wirksame Hilfe an Flüchtlinge...“

Gefahr des Sicheinpendelns auf die Mitte

Auch Prof. Edmund *Schlink* gab eine Erklärung über „Ökumenische Impulse in Rom“ zum Abschluß der Ersten Session (vgl. „Evangelische Welt“, 16. 12. 62). Er sagte, im Hinblick auf die Tatsache, daß Rom sich erst unter dem jetzigen Papst der Ökumenischen Bewegung geöffnet habe, bedeute die Entsendung von katholischen Beob-

achtern zur 3. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Neu-Delhi einen beachtlichen Fortschritt, der die Einladung von ökumenischen Beobachtern zum Konzil ermöglicht habe. Er wiederholte seinen Dank für das entgegengebrachte große Vertrauen und die außerordentliche Hilfe durch das Sekretariat des Kardinals Bea, warnte aber davor, von der Ersten Konzilsperiode sensationelle Beschlüsse zu erwarten, die das Verhältnis zu den anderen Kirchen verändern. Auch die Konstituierung des Weltrates der Kirchen habe eine Entwicklung von Jahrzehnten erfordert. Positiv sei am bisherigen Verlauf des Konzils zu bewerten, daß es überhaupt stattgefunden habe und eine Stärkung des Bewußtseins des Bischofskollegiums eingetreten sei, ganz gleich, wie später das Verhältnis von Papst und Episkopat dogmatisch definiert werde. Es habe sich „ein echtes synodales Geschehen“ (im evangelischen Sinne des Begriffes „Synode“) in aller Freiheit der Meinungsbildung vollzogen, und im Unterschied zum Ersten Vatikanum habe der Papst nicht dem Konzil seinen Willen aufgedrängt. Auch die auf dem Konzil ausgetragenen Gegensätze seien positiv zu beurteilen. Sie seien kein Theologengezänk gewesen, „vielmehr ging es um Probleme, die für das Leben der christlichen Kirche von fundamentaler Bedeutung sind, und die Auseinandersetzung geschah würdig und klar“. Leider sei infolge des Fehlens der Laien die aktuelle Gegenwartsproblematik in den Verhandlungen weniger konkret hervorgetreten als in den Vollversammlungen des Weltrates der Kirchen.

Die evangelische Christen besonders interessierenden praktischen Fragen: Mischehe, Religionsfreiheit und Ausgleich mit der katholischen Missionspraxis, seien bisher noch nicht erörtert worden, sie könnten auch schlecht isoliert werden, sondern ergäben sich aus dem noch offenen Dekret über die Kirche. Doch stellt *Schlink* fest, daß sich die interkonfessionelle Atmosphäre weitgehend gewandelt habe, wie er in vielen Gesprächen mit Bischöfen und Konzilstheologen habe feststellen können. Allerdings könne man keine Prognose über den Ausgang des Konzils geben. Klarheit über das Kräfteverhältnis der verschiedenen Gruppen und die künftige Haltung der römischen Kirche gegenüber den anderen Kirchen werde man erst haben, wenn der endgültige Text der die ökumenische Frage berührenden Vorlagen feststeht, wenn er beschlossen und vom Papst verkündigt ist. „Einstweilen ist trotz der sichtbar gewordenen sehr erfreulichen ökumenischen Impulse noch nicht geklärt, was die römische Kirche unter Ökumenismus versteht. Zweifellos besteht die Gefahr eines Sich-Einpendelns des Konzils zwischen den Gegensätzen auf einer mittleren Linie, die dann für das praktische Verhältnis der römischen Kirche zu den anderen Kirchen doch nicht viel ändert...“

Christus wirkt die Einheit

Auch Pfarrer *Hébert Roux*, der Beobachter der französischen Protestanten auf dem Konzil, hat eine zusammenfassende Würdigung gegeben (in „Réforme“, 5. 1. 63). Er beginnt mit der Feststellung: „Die beherrschende Sorge der Ersten Session des Konzils ist der Ökumenismus gewesen“, d. h. das Bewußtsein seiner ökumenischen Verantwortung. Die Erfahrungen, die ein Beobachter bei seinem „paradoxen Status“ habe machen dürfen, sei beispiellos und ohne Vorgang. „Die bloße Anwesenheit der Beobachter, sehr sichtbare und eindeutige Zeugen einer Abwesenheit, aber auch Zeugen einer Befragung und einer Forderung, hat einen neuen Aspekt und eine bisher unverdächtige

Dimension der ökumenischen Wirklichkeit aufgedeckt: die Eröffnung des Dialogs mit den nichttrömischen Christen.“ Mögen die Mißtrauischen und die Fanatiker, die rigorosen Logiker und Gesetzesmenschen in der Behandlung der Beobachter durch den Papst und Kardinal Bea eine bloße diplomatische Geste sehen oder ein Mittel, die getrennten Brüder durch Vertrauensbeweise einzufangen, diejenigen, die das Evangelium ernst nehmen und mit einem totalen Vertrauen aufgenommen wurden, um den Debatten des Konzils folgen zu können und ihre Kontakte mit den Vätern zu vervielfältigen, „können und müssen in der formellsten Weise die bemerkenswerte Anstrengung geistlicher Einsicht, Demut und Loyalität dieses ersten Schrittes der Kirche von Rom attestieren...“

Der Dialog müsse nun in der Wahrheit fortgesetzt werden. „Das Hindernis ist, ganz einfach gesagt, was für jeden seine totale Treue gegenüber Jesus Christus konstituiert, sei es nun, daß sie durch den anderen nur als eine partielle Treue oder gar als Untreue angesehen wird. Ein solches Hindernis kann man nicht umstoßen... Denn die Wahrheit, auch wenn sie in einer unveränderlichen Dogmatik formuliert wird, bleibt immer Jesus Christus selbst. Diese Wahrheit steht nie zu unserer Verfügung, sondern wir gehören ihr, wie sich ein Mitglied des Konzils geäußert hat.“ Dieser Dialog müsse auch in der Liebe geführt werden, aber die Liebe sei nicht ein Mittel, „sie ist das Tun Gottes in uns... Darum wird die Einheit der Kirche nicht das Ergebnis sein, das von unseren sittlichen Anstrengungen zur Vereinigung erwartet wird, sie wird gegeben, empfangen, wiedererkannt als Wirklichkeit der Gegenwart und des sichtbaren Handelns Christi... Er gründet, erbaut und ordnet seine Kirche...“

Der Beobachter der Kirche von England auf dem Konzil, Bischof John *Moorman* von Ripon, nannte in einem Interview mit der katholischen Wochenschrift „Universe“ (14. 12. 62) die Vorlage über die Liturgie „hoffnungsvoll und wirklich vorwärtsblickend“, das Schema über die Offenbarungsquellen „weniger hoffnungsvoll“. Auf die Frage, ob er daran glaube, daß über die Anerkennung der anglikanischen Weihen durch Rom, die Papst Leo XIII. 1896 für ungültig erklärt habe, wieder verhandelt werden könnte, meinte Bischof Moorman: „Darauf hoffen wir. Aber nach meiner Erfahrung während der Konzilsberatungen schien in manchen Augenblicken Hoffnung in gewissen Fragen zu bestehen, im nächsten Atemzug schon nicht mehr.“ Den Versuch einer Gesamtwürdigung der Ersten Konzilsperiode überließ er der „Church Times“ (s. unten).

Erzpriester *Vitalij Borovoj*, einer der Beobachter der Russisch-orthodoxen Kirche, erklärte auf der Durchreise in Berlin am 18. Dezember 1962, er sei glücklich über die Atmosphäre der Freimütigkeit, die es den Konzilsvätern gestattet habe, abweichende Meinungen zu äußern. Auch er wies dankbar auf die freundliche Haltung hin, mit der die Beobachter behandelt wurden. Aber es blieben doch zwischen Katholiken und Orthodoxen ernste Unterschiede. Immerhin sei es für die gegenwärtige Phase wichtig, „die Atmosphäre zu ändern, die das Verhältnis unserer Kirchen bestimmt“. Dies habe Papst Johannes getan. Er habe die Hoffnung bestärkt, daß die neuen, positiven und konstruktiven Bemühungen zur Entspannung eines jahrhundertalten Gegensatzes einen heilsamen Einfluß für Frieden und Freundschaft unter den Kirchen haben werden.

Ähnlich urteilten der Vertreter der Altkatholiken, Prof.

Maan, Utrecht, der Beobachter der syrisch-orthodoxen Kirche, Pater Iwas, und Pater Sarkassian von der armenisch-apostolischen Kirche. Präsident Tadros, der Beobachter der koptischen Kirche von Ägypten, meinte darüber hinaus, das Unfehlbarkeitsdogma gebe ihnen viel zu denken. Die koptische Kirche versuche, dieses Dogma richtig zu verstehen und es mit dem Prinzip der Kollegialität der Bischöfe zu vereinbaren. Nach seiner Ansicht könne das Konzil durch eine klare Definition des Kollegialitätsprinzips einen bedeutenden Beitrag zur Annäherung der Christen leisten und die trennende Entfernung erheblich verkürzen.

Auf die Straße der Erprobung geschickt

Weniger zurückhaltend sind die Zwischenbilanzen der Zeitschriften. Joh. Chr. Hampe versucht im „Sonntagsblatt“ (16. 12. 62) den ökumenischen Fortschritt in einigen Paradoxien einzufangen: Man wisse nun, das Zweite Vatikanum ist kein Unionskonzil, „die letzte Bruderschaft wird nicht verwirklicht“, und doch rede das Konzil mit lauter und lauterer Stimme von der Einheit: „Zu aller Überraschung war die Kirche von morgen die Siegerin über die von gestern... Eine biblische Theologie, die ihre Vertreter noch vor fünf Jahren in Hochnotpein mit der kurialen Gerichtsbarkeit brachte, hat diesen Beginn des Konzils beherrscht. Karl Rahner hat seine Stunde gehabt..., Yves Congar, der größte Theologe französischer Zunge, den sein Erzbischof noch nicht einmal eines ordentlichen akademischen Lehrstuhls gewürdigt hat, war der Mahner, dem sich Punkt für Punkt, Abstimmung für Abstimmung die Bischöfe der Welt gebeugt haben.“ Und was folge daraus? „Eins ist sicher: es heißt unter das Niveau eines evangelischen Christen gehen, wenn sich nicht zuerst die Freude bei uns melden sollte...“ Das Dogma werde zwar nicht ermäßigt, in ihrer Lehre wolle die katholische Kirche nach wie vor nie geirrt haben. Dem Weltrat werde sie nicht beitreten, nicht einmal dies werde sie wohl anerkennen, daß es neben ihr andere Kirchen gibt. Aber „vor dem Anspruch, der jetzt ergeht, können wir nur ganz evangelische Christen sein wollen... Die ökumenische Liebe wird eines Tages, sicher nicht morgen, sicher nicht übermorgen, in sichtbarer Gestalt konvergieren mit der anderen Liebe, die uns entgegenkommt. Roger Schutz, der in Taizé franziskanisches Mönchtum realisiert, sagte hier in Rom: Wir alle werden jetzt miteinander auf die Straße der Erprobung geschickt...“ Im Ganzen: „Wir wissen gar nichts. Das Konzil kann von seinem eigenen guten Geist verlassen werden. Wir wissen gar nichts. Wir vertrauen nur. Und zwar, weil wir gesehen und gehört haben und mit unzähligen Christen von der Scham über den Zustand der Spaltung erfüllt sind.“

„Entmythologisierung der Kurie“

In „Christ und Welt“ (14. 12. 62) stellt Joachim Schilling seine Zusammenfassung der Konzilsberichte unter den Titel: „Entmythologisierung der Kurie“. Mit Berufung auf den französischen Philosophen Jean Guilton sagt er, Papst Johannes XXIII., Beispiel einer „erworbenen Unschuld“, habe dank der damit verbundenen „Gnade der Einfachheit“ vordem unübersteigbar erscheinende Hindernisse überwunden. Das Konzil habe Dinge in Bewegung gebracht, die kein Nachfolger des gegenwärtigen Papstes mehr werde bremsen können. Das entscheidende Ergebnis sei, daß die Bischöfe in der vollen Freiheit der Kinder Gottes hätten beraten können. Zur liturgischen Neuord-

nung wird herausgehoben: „Das Konzil ist von dem ‚inspirierten Gotteswort‘ geleitet, fordert die Aufwertung des Bibelwortes und eigene Predigtgottesdienste, zu denen — und dies ist aufsehenerregend — Laien herangezogen werden können. Die Annäherung an protestantische Frömmigkeitsformen ist unübersehbar.“ Die vorgesehene größere Selbständigkeit der Bischofskonferenzen wird mit großer Hoffnung bewertet. „Die Mehrheit der Bischöfe hat Breschen für eine ökumenische Zukunft geschlagen und damit bezeugt, daß die Kräfte der Erneuerung innerhalb der Katholischen Kirche über eine erstaunliche Vitalität verfügen.“ Das „Ende der Gegenreformation“ sei wohl erreicht. Und die Konsequenz? „Die unübersehbare Tendenz, daß der Katholizismus viele geschichtlich bedingte Formen, darunter vieles, was den Reformatoren einst zum Ärgernis geworden war, abzustreifen gewillt ist, enthält andererseits die Herausforderung an die Kirchen der Reformation, ihrerseits ihr geschichtliches Erbe zu überprüfen.“

Für ein evangelisches „Antwort-Konzil“

Die weitverbreitete Monatszeitschrift der evangelischen Männerarbeit „Kirche und Mann“ (Januar 1963) findet diesmal aufrichtige Worte der Mitfreude, daß so viel „Evangelisches“ auf dem Konzil durchgebrochen sei. Sie zitiert Stimmen von Konzilsvätern, die energisch eine Theologie des Wortes Gottes und lebendige Evangeliums-predigten fordern. Ein Missionsbischof habe im Hinblick auf die täglichen Meßfeiern in St. Peter gesagt: „Wir Bischöfe, die wir stumm dabeisäßen, waren nicht einmal Kirchenvolk, wir waren Kirchenproletariat.“ Man verstehe den Katholizismus in seiner Lebendigkeit nicht, wenn man ihn nur aus seinen dogmatischen Textsammlungen und aus Dokumenten der Päpste und der römischen Kurie zu erkennen sucht. „Auch für den Katholizismus ist die Schrift Glaubensquelle, und diese Quelle kann auch einmal zu fließen beginnen... Das Leben ist auch für den Katholizismus ein Lehrmeister, dem man sich nicht ungestraft entziehen kann.“ Ein wesentlicher Teil der römischen Kurie habe das Jahrzehnte vergeblich versucht, „aber die Bischöfe aus der ganzen Welt mit ihren vielfältigen Erfahrungen haben, nachdem sie einmal hier in Rom versammelt waren und die erste Scheu überwunden hatten, die Quittung erteilt“.

Es wird freilich mit Sorge gefragt, ob die Schrifttheologie nicht doch wieder unter das kirchliche Lehramt und die Tradition gebeugt werde. Man hütet sich vor Illusionen. Aber eines wird auch hier erkannt: die Evangelischen müßten jetzt darangehen, in aller Freiheit und ungestört durch katholisierende Einzelgänger ein „Antwort-Konzil“ vorzubereiten. Die Reform der römisch-katholischen Kirche zieht anscheinend die nicht zu umgehende Reform der Reformation nach sich. Auch das ist ein Erfolg des Konzils.

„Mit-Reformation?“

Der kritische „Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts“ in Bensheim (Nr. 6, November/Dezember 1962) gibt zu, daß es auf dem Konzil Überraschungen gegeben hat, sowohl hinsichtlich der Freiheit, die der Papst den Bischöfen gelassen hat, wie auch in der Behandlung der Schemata, die eine ungünstige Wirkung auf die Ökumene hätten ausüben können. Aber er bezweifelt, ob man mit Mario v. Galli SJ sagen könne, die römische Kirche befinde sich „auf dem Weg von der Gegen-Reformation zur Mit-Reformation“. Die Verhinderung von Rückschritten

sei noch kein Fortschritt, Gesprächswilligkeit anstelle von Verteidigungswillen sei noch kein Gespräch. Aber „die römische Kirche stellte sich ihrer Wirklichkeit. Das ist viel. Man sollte dies auch nicht überbewerten, ist es doch nichts anderes als das, worum die in der Ökumene zusammengeschlossenen nicht-römischen Kirchen sich von Anfang an bemüht.“ Was bisher geschehen sei, könne helfen, die Scheingründe für die Kirchentrennung als solche zu entlarven. Damit treten zugleich die eigentlichen und echten Gründe stärker hervor, die drei „Allein“ der Reformation. In einer eigenen Meldung über „geladene, willkommene und ungebetene evangelische Beobachter“, in der man sich beklagt, daß letztere im Vatikan reichlich hofiert worden seien, heißt es gegenüber einer illusionsfreudigen katholischen Propaganda: „Man geht auf römischer Seite vielfach noch wie selbstverständlich mit der Schablone eines Kirchendenkens um, das, der evangelischen Kirche aufgezwängt, deren Wesen zur Unkenntlichkeit und nicht zum Nutzen der Christenheit entstellt.“

Die deutschen Stimmen wollen wir vorerst beschließen mit einer sehr abgewogenen Würdigung des Konzils von dem bekannten Kieler Kirchenhistoriker Peter Meinhold: „Evangelisches Urteil zum bisherigen Konzilsverlauf“ (in „Wort und Wahrheit“, Februar 1963). Professor Meinhold versteht die Bedeutung des Zweiten Vatikanums aus der geschichtlichen Situation in einer durch die Ökumenische Bewegung veränderten Welt. Er konzentriert seine Beurteilung auf einige naheliegende Hauptfragen: „Ob die bisherigen von katholischer und evangelischer Seite gegebenen Kennzeichnungen noch zutreffen, welche die katholische Kirche als die Kirche des Sakraments und die evangelische Kirche als die Kirche des Wortes glaubten ansehen zu sollen.“ Wenn das Konzil dahin kommen sollte, dem göttlichen Wort in der Liturgie den ihm gebührenden Platz zu geben und die Predigt zur Aktualisierung des Wortes zu neuen Ehren kommt, „wo würden diese Reformen auf eine Entdeckung des göttlichen Wortes als Mittels und Trägers der göttlichen Gnade hinweisen, die von dem gleichen Gewicht ist, wie es für die evangelischen Kirchen in der Neuentdeckung der besonderen Gaben des Sakramentes neben und mit dem Worte gelegen ist?“

Die Einbeziehung des mariologischen Schemas in das von der Kirche habe „auch zum Ausdruck gebracht, daß eine lehrhafte Aussage über die Kirche Kern und Ziel aller dogmatischen Aussagen dieses Konzils sein werde. Deshalb kommt gerade der derart getroffenen Entscheidung des Konzils eine Bedeutung unter ökumenischen Gesichtspunkten zu, die man von nichtkatholischer Seite ebenfalls nur begrüßen kann.“ Schließlich, so erklärt Meinhold, „wird es gut sein, mit der auf dem Konzil schon durchbrechenden Erkenntnis ernst zu machen, daß es in der welthaften Erscheinung der Kirche eine Pluralität des Dienstes, der Ordnungen und auch der Lehrweisen geben kann, die keineswegs die Einheit der Kirche gefährdet...“ Als eigentliches Ergebnis der Ersten Session müsse festgehalten werden, daß der Episkopat sich kennengelernt hat und alle Vorlagen pastoral, d. h. von ökumenischer Rücksicht getragen sein wollen.

„Der Anfang vom Ende des Latinismus“

Zwei gewichtige Stimmen vom Ausland mögen diesmal das ökumenische Konzilssecho, das ein so lehrreicher Spiegel ist, beschließen. Zunächst eine Gesamtwürdigung des

Organs der Kirche von England „Church Times“ (14. 12. 62). Weniger einsilbig als Bischof Moorman wird hier ausgesprochen, was den Anglikanern wesentlich ist. Die wichtigsten Veränderungen seien ein Vordringen des Gebrauchs der Muttersprache vor allem in der Katechumenen-Messe und eine vernünftige Freiheit für die Bibelwissenschaft, um die es bei der Vorlage betr. die Offenbarungsquellen mehr gegangen sei als um den Vorrang der Schrift über die Tradition. Das Bibelinstitut habe über die Lateranuniversität gesiegt. Niemand hätte geglaubt, daß die Vertreter des „new deal“ fast eine Zweidrittelmehrheit erreichen würden. „Es ist auch eine große Ermutigung, wenn man bedenkt, daß die erste große Wendung auf dem Konzil die römische Kirche auf einen Weg führt, der zwar nicht parallel, aber doch zugewandt unserer (anglikanischen) Position und der des kontinentalen Protestantismus ist.“ Nun sei es am Protestantismus, sein einseitiges Schriftprinzip aufzugeben, dessen Unhaltbarkeit die exegetische Wissenschaft erwiesen habe. Der anglikanische Berichtstatter erwartet, daß das Konzil weiter den Weg zwischen den Extremen fortsetze und in diesem Sinne auch die Rechte des Episkopats definieren werde sowie die Stellung der getauften Christen des mystischen Leibes Christi, die nicht in Gemeinschaft mit der Kirche von Rom leben.

„Von allen Seiten betrachtet, scheint es sinnvoll, zu sagen, daß die Erste Session des Konzils bereits den Beginn des Endes der lateinischen Vorherrschaft in der römisch-katholischen Kirche gesehen hat.“

Die positiven Tatsachen

Die treffendste Analyse gibt wohl G. Richard-Molard in „Réforme“, der Wochenschrift des französischen Protestantismus (22. 12. 62). Unter Verzicht auf alle Prophetismen beschränkt er sich auf die klare Kennzeichnung der erwiesenen Tatsachen. Die erste sei die Begegnung der Bischöfe untereinander. Einer von ihnen habe erklärt: „Wir finden uns wieder nach einem Jahrhundert der

Trennung“, nämlich durch den Autoritarismus des Heiligen Stuhls. Dieses Sichfinden aber vollzog sich unter der geistlichen Autorität des Papstes, der die Begegnung auch in den Spannungen so harmonisch gemacht habe. Es sei zu hoffen, daß seine Leitung dem Konzil erhalten bleibe. Die zweite Tatsache: Die Bischöfe seien das gewesen, was sie sind. Einer von ihnen habe gesagt: „Ich bin dabei, meine Komplexe zu überwinden, denn bis jetzt habe ich mich gefragt, ob ich nicht nur Bischof war, um in die offiziellen Zeremonien etwas Farbe hineinzubringen.“ Die Bischöfe haben in wirklicher Demut ihre Grenzen ermesen, aber auch das Ausmaß ihres Amtes erkannt. Daher ihre zunehmende Gegnerschaft gegen die kurialen Schemata. Da sie teilweise auch ihre zu geringe theologische Bildung und sogar ihre pastorale Inkompetenz erkannten, zeigten sie sich bereit, wie einfache Gläubige zuzuhören und zu lernen.

Daher die dritte Tatsache: Viele dieser Bischöfe hätten versucht und würden es weiter tun, sich mehr als bisher für die biblische Theologie einzusetzen. Dies und der ständige Kontakt mit den ökumenischen Beobachtern habe den Bischöfen eine neue ökumenische Dimension erschlossen. Sie hätten immer weniger von einer „Rückkehr der getrennten Brüder“ gesprochen, sondern immer mehr von der „Einheit mit denen, die an Christus glauben“. So hätten die Bischöfe zwar nicht einen Bruch mit dem Heiligen Stuhl vollzogen, wohl aber mit der säkularen Linie, die von diesem Heiligen Stuhl ausging und deren Gipfel das Erste Vatikanum war. Sicher hätten manche der Väter erkannt, daß die Kirche Christi sich nicht mit der römisch-katholischen Kirche deckt.

Die beherrschende „Tatsache“, so fügen wir hinzu, die aus diesem vielstimmigen ökumenischen Echo unbestritten hervorleuchtet, ist der gute Geist Papst Johannes' XXIII., der es bisher verstanden hat, die anderen Christen weitgehend mit dem Primat zu versöhnen oder doch einen Weg zu seinem Verständnis zu öffnen. Der Primat ist keine geistliche Tyrannei, er ist das Amt des Dienstes an allen Christen, ein Zeichen der Hoffnung.

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

CONGAR, M.-J. Yves, OP. *Tradition et vie ecclésiale*. In: *Istina* Jhg. 8 Nr. 4 (1961/62) (Oktober/Dezember 1962) S. 411 bis 436.

Diese gedankenreiche Studie umschreibt die Tradition als einen originalen Modus der Übermittlung der von Christus nicht aufgeschriebenen Offenbarung und zieht dafür, durchaus kritisch, die Philosophie von M. Blondel heran. Danach ist der lebendige Glaube der Kirche, der tradiert, nicht schöpferisch. Er folgt aber auch nicht nur einer impliziten Logik, sondern einer im Leben der Gläubigen sich entfaltenden Wirklichkeit, die durch die Liturgie und das Lehramt begrenzt wird.

DANIÉLOU, Jean. *Le Concile a-t-il trouvé sa voie?* In: *Études* T. 316 Nr. 1 (Januar 1963) S. 6—19.

Das Konzil findet in einer Zeit zerstörter Illusionen und neuer Erwartungen statt. Aufgabe des Konzils ist es, für die Kirchen die pastoralen Folgerungen aus dieser Situation zu ziehen. Die negative Haltung der Verteidigung und Abwehr muß durch die positive Darstellung der Wahrheit in einer unserer Zeit verständlichen Sprache nicht nur ergänzt, sondern überwunden werden. Das wird geschehen durch die seinsgerechte Erhellung des Verhältnisses zwischen Wahrheit und Liebe. In der letzten Interdependenz der beiden muß die Kirche der Welt das „wahre Gesicht“ ihrer selbst zeigen. Das Konzil hat diesen Weg beschrritten. Es hat in der Ersten Periode die formalen und inhaltlichen Schwierigkeiten, die einer solchen Selbstfindung entgegenstanden, überwunden. Die „gemeinsamen Perspektiven“ für die Konzilsarbeit sind gefunden. Darin besteht das Ergebnis der Ersten Sitzungsperiode.

FABBRETTI, Nazareno. *Libertà del Concilio*. In: *Humanitas* Jhg. 17 Nr. 12 (Dezember 1962) S. 975—994.

Einer der erfreulichsten der nicht zahlreichen Beiträge italienischer Zeitschriften über die Erste Sitzungsperiode des Konzils. Als das alles andere

übertreffende Merkmal dieser Periode bezeichnet der Autor die Freiheit der Konzilsväter, zu äußern, was sie denken und wie sie es denken, eine Freiheit, die der gegenwärtige Papst durch sein „mildes Regiment“ ermöglicht habe. Er bedauert, daß dieser Stil des Papstes gerade von manchen nicht verstanden würde, die „dem Papst mehr nahe als fernstehen“. Er kritisiert auch die italienische Presse, „die von der Kirche unentwegt verlangt hat, mutiger und demokratischer zu sein, dann aber, wenn das der Fall ist, ihren Augen nicht traut und nicht zugibt, daß es sich um etwas Positives handelt, und am liebsten ein Schisma ankündigen würde“.

FRANSEN, Peter, SJ. *Erwägungen über das Firmalter*. In: *Zeitschrift für Katholische Theologie* Bd. 84 Heft 4 (1962) S. 401—426.

Um die ideale Lösung einer Vorverlegung der Firmung vor die erste Kommunion zu begründen, gibt Fransen nach einer sehr kritischen Einleitung, die einen „korporativen Pelagianismus“ und mangelnden Glauben an den Heiligen Geist feststellt, eine revidierte Theologie der Sakramente und besonders der Firmung mit einer Überschau über die Vielgestaltigkeit der liturgischen Praxis. In dem Aufsatz weht der frische Wind, der auch das Zweite Vatikanische Konzil belebt.

FRANSEN, Piet Frans. *Theologische Aspekte der Liturgie-Diskussion*. In: *Dokumente* Jhg. 18 Heft 6 (Dezember 1962) S. 431—443.

Voller Wortlaut der Rede Fransens, die dieser während des Konzils auf einer römischen Pressekonferenz gehalten hat. Fransen stellt die Frage nach den Gründen der unterschiedlichen theologischen Perspektiven innerhalb des Weltepiskopats, die zu den ungewöhnlich langen Debatten über ein nach Fransen wirklich sehr gemäßigtes, sehr klug ausgewogenes Schema (das der Liturgie) geführt haben. Als ersten entscheidenden Grund dafür nennt er den unterschiedlichen Kirchenbegriff. Unter den Vätern lebt noch der traditionelle, antireformatorische, den Fransen mit dem Bild der Pyramide beschreibt, bei der alle Gewalt von oben ausgeht (klerikale Sicht der